

In seiner Kürze und Unbekümmertheit liegt die Stärke ebenso wie die Schwäche von „Was bedeutet das alles?“ – zumindest wird das Buch seine angestrebte Wirkung nicht verfehlen, den Leser zum eigenständigen Nachdenken anzuregen. Damit kann es – mit den erwähnten Einschränkungen – auch als Grundlage für einführende Lehrveranstaltungen durchaus empfohlen werden.

W. LÖFFLER

PUTNAM, HILARY, Repräsentation und Realität. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Joachim Schulte. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991. 220 S.

Unsere alltäglichen Redeweisen über psychische Phänomene und propositionale Einstellungen (wie Überzeugungen, Meinungen, Wünsche, etc.) erweisen sich erstaunlich resistent gegenüber allen Reduktionsversuchen. Alle großangelegten Reduktionsprogramme des Psychischen auf „wissenschaftlich Grundlegenderes“ sind bisher gescheitert: Die Kluft zwischen Mentalem und Nichtmentalem kann offenbar nicht leicht überwunden werden. John Searle schrieb einmal (in „Minds, Brains, and Science“): „Bis zum heutigen Tage scheiterten ausnahmslos alle derartigen Überbrückungsversuche. Der Behaviorismus war der spektakulärste Fehlschlag. Darüber hinaus wurde ich im Laufe meines Lebens mit übertriebenen Behauptungen seitens der Spieltheorie, der Kybernetik, der Informationstheorie, des Strukturalismus, der Soziobiologie und vieler anderer konfrontiert. Alle Versuche endeten mit einer Enttäuschung.“ Wenn die Alltagspsychologie sich als derart reduktionsresistent erweist, dann bleiben scheinbar (!) nur zwei Möglichkeiten: Entweder man reißt bewußt die Brücken ein und eliminiert ausnahmslos die ganze intentionale Begrifflichkeit (inklusive „Wahrheit“, „Referenz“, etc.) als magischen Restbestand unserer noch nicht genügend naturalisierten Sprache. Diese radikale Form der „Neurophilosophy“ wird gerade in den letzten Jahren von San Diego aus mit missionarischem Eifer in die philosophische Diskussion eingebracht (die Churchlands). Den anderen Weg beschreitet eine „Schule“, die in letzter Zeit vor allem am MIT und an der Rutgers University zur Blüte kam, die man deshalb auch (halb scherzhaft) „MIT-Mentalism“ oder auch das „Rutgers-Projekt“ nennt. Hier werden mentale Ereignisse als real (und kausal wirksam) anerkannt und durch ihre funktionalen Eigenschaften identifiziert. Einer der profiliertesten Vertreter dieser Position ist ein Schüler Putnams: Jerry Fodor. Er schreibt (in „Psychosemantics“): „Wenn die Psychologie des gesunden Menschenverstandes wirklich aufgegeben werden müßte, dann wäre das die ohne jeden Vergleich größte Katastrophe in der Geschichte unserer Spezies; wenn wir uns über die Realität des Mentalen getäuscht hätten, dann war das unser größter Irrtum bisher. Der Zusammenbruch des Übernatürlichen könnte nicht als Vergleich herangezogen werden; der Theismus war niemals so intim mit unserer Gedankenwelt und unserer Praxis verbunden – ganz besonders nicht mit unserer Praxis – wie das die Erklärung [unserer Handlungen] durch Annahmen und Wünsche immer noch ist.“ Wenn wir also so tief in der Alltagspsychologie verwurzelt sind, wenn wir tagtäglich glauben (sic!), daß es Annahmen, Wünsche und Überzeugungen in unserem Kopf „gibt“, was liegt dann näher als gerade bei dieser Alltagspsychologie anzusetzen und sie auf ein wissenschaftlich sauberes Fundament zu stellen. Dies ist der eigentliche Ansatzpunkt des funktionalistischen Mentalismus. P. formuliert es so: „Das Begehren, dem Fodor heute ebenso erliegt wie früher ich selbst, ist also nichts anderes als das Verlangen, der Überzeugung/- Wunschpsychologie zur ‚Wissenschaftlichkeit‘ zu verhelfen, indem man sie unmittelbar mit der Computerpsychologie gleichsetzt. ... In einer solchen Darstellung ist die normalsprachliche mentalistische Psychologie ... eine ungefähre Annäherung an ein ideales kalkülmäßiges Modell der Vorgänge im Gehirn“ (32). P. selbst gilt als der Begründer des algorithmischen Funktionalismus (nunmehr „F.“). Im vorliegenden Werk behauptet P. hingegen mit Bestimmtheit: „Wird der F. im Sinne der These gedeutet, propositionale Einstellungen seien nichts anderes als kalkülmäßige Zustände des Gehirns, kann er nicht richtig sein.“ [138] Haben wir es hier mit einem der notorischen Kurswechsel P.s zu tun? Wendet er sich gar Kaliforniens sonnigem Süden zu und wird Eliminationist? Natürlich nicht. Schon in „The Meaning of ‚Meaning‘“ (1975) hatte P. die These vertreten, daß „Bedeutungen nicht im Kopf existieren“. Diese „externalistische“ Bedeutungstheorie

ist streng genommen schon mit dem (frühen) F. unvereinbar. P.s berühmte philosophische Science-Fiction-Geschichten (Twin-Earth-Stories) machten klar, daß die Bedeutungstheorie sich nicht allein auf das Problem der mentalen Repräsentation konzentrieren konnte. Man kann Begriffe und Überzeugungen nicht ohne Referenz auf die extramentale Umwelt individuieren. Die Konsequenzen für die Philosophie des Geistes liegen auf der Hand: propositionale Einstellungen lassen sich nicht als Gehirnzustände individuieren. Auch einen anderen wichtigen Argumentationsstrang, den P. hier gegen den Mentalismus wendet, hatte er schon lange verfolgt: den Bedeutungsholismus. P. ist ein Schüler Quines und teilt dessen anti-positivistische Einstellung. Quine wurde nicht müde aufzuzeigen, daß die Bedeutungen von Begriffen meist eben nicht durch Definitionen festgelegt werden können („revision can strike anywhere“). Bedeutungen müssen nach P. als „historische Entitäten“ aufgefaßt werden, Bedeutungen haben keine begriffliche „Essenz“, die sich definieren ließe. Für den funktionalistischen Mentalisten müssen alle Repräsentationen rein syntaktisch oder prozedural beschreibbar sein. Es ist aber gerade der „Punkt“ des Holismus, daß Änderungen in den lexikalischen Benutzungsprozeduren nicht unbedingt die Bedeutung eines Termes ändern. Ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt in P.s Bedeutungstheorie war die sogenannte „linguistische Arbeitsteilung“. Es ist das Kernstück des F., die Bedeutung eines Ausdruckes mit einem funktionalen Gehirnzustand zu identifizieren. Wenn aber Bedeutungen kollektiv, insbesondere durch Bezug auf Experten, festgelegt werden, dann scheitern die einfachen Formen des F. schon im Ansatz. Diese wenigen Bemerkungen mögen zeigen, daß P. in der Ablehnung des F. (also auch seiner eigenen früheren Position) keineswegs einen abrupten Bruch vollzieht. Seine ganze sprachphilosophische Arbeit in den letzten 15 Jahren forderte diese „metaphysische“ Konsequenz geradezu heraus. Im vorliegenden Werk macht er nur – sehr eindringlich und knapp – auf diese bisher wenig bedachten Folgerungen aufmerksam.

„Spannender“ wird das Buch dann auch, wenn P. sich mit avancierteren Formen des F. auseinandersetzt, die viele seiner möglichen Einwände schon verarbeitet haben, so insbesondere der Ansatz von David Lewis. Lewis hat seinen F. schon erheblich abgeschwächt. In seinem Aufsatz „Radical Interpretation“ gibt er die Vorstellung auf, daß propositionale Einstellungen einer anderen Kultur durch uns sicher individuiert werden könnten. Lewis hält aber an der letzten funktionalistischen Bastion fest, nämlich daß zumindest im Individuum jeder propositionalen Einstellung des Überzeugtseins, Hoffens, etc. genau ein physikalischer Zustand entspricht. P. zeigt, daß diese Behauptung unter jedem naturwissenschaftlich sinnvollen Verständnis von „physikalischem Zustand“ falsch ist. In einem Anhang zeigt er weiterhin, daß, auch wenn man „physikalischer Zustand“ extrem (und „unnatürlich“) weit faßt, die gewünschte Eins-zu-Eins-Relation von propositionaler Einstellung und physikalischem Zustand immer noch nicht erreicht werden kann. Dann aber wird letztlich die Aussage „Etwas besitzt eine bestimmte funktionale Organisation“ gleichbedeutend mit der Aussage „Etwas verhält sich so, als wenn es diese funktionale Organisation besäße“. Damit verwandelt sich der F. geradewegs in die Position, die er zu überwinden versuchte: den Behaviorismus. Lewis könnte einwenden, daß es ihm ja gar nicht um eine physikalistische Reduktion gehe, sondern um eine Reduktion im Rahmen seiner Mögliche-Welten-Metaphysik (und vermutlich muß er so interpretiert werden), dann aber ist P. durchaus im Recht, wenn er behauptet, daß Vorstellungen wie „mögliche Welt“ oder „Ähnlichkeit von möglichen Welten“ keineswegs dazu dienen können, propositionale Einstellungen zu „reduzieren“. Mögliche Welten sind mindestens ebenso „luftig“ wie Überzeugungen oder Hoffnungen (176 f).

P. erreichte das Ziel seiner Argumentation wieder einmal mit seiner fast schon klassischen anti-reduktionistischen Strategie: psychologische Theorien haben *zu viele* Interpretationen (oder Realisationen), um sie eins-zu-eins reduzieren zu können. Diese Methode hatte er in der Debatte um die Korrespondenztheorie der Wahrheit schon erfolgreich angewandt. P. zeigte die Interpretationspluralität nicht nur an Beispielen auf, sondern versuchte (in „Models and Reality“), diesen Zusammenhang durch einen formalen Beweis (mit dem Theorem von Löwenheim-Skolem) als prinzipiell unabweichlich aufzuzeigen. Diesmal führt P. einen analogen Gedankengang für den F. vor. Für

diese Fähigkeit P.s, einen Gedanken in letzter Konsequenz durchzubuchstabieren, bietet auch das vorliegende Buch noch weiteres faszinierendes Anschauungsmaterial. Exemplarisch sei noch ein von P. vielbemühtes Thema genannt, das er geschickt in den vorliegenden Kontext einbaut: die Transzendenz der Vernunft. Die Vernunft transzendiert prinzipiell jedes ihrer formalen Produkte, so könnte man die *philosophische* Relevanz von Gödels Theorem zusammenfassen. P. fragt sich nun, ob es eine ähnliche Einsicht auch für die induktive Logik gibt. Daraus würde folgen, daß es einen weiteren Aspekt der intentionalen Sphäre gibt, die der F. nicht erfassen kann: die Normativität. Zeigt uns das Theorem Gödels schon, daß der Begriff eines mathematischen Beweises selbst kein mathematischer, sondern ein „epistemischer“ ist (und daher auch nicht vollständig formalisiert werden kann), so folgert P. noch darüber hinaus, daß der Begriff der „rationalen Rechtfertigung“ sich prinzipiell (auch außerhalb der deduktiven Mathematik) der Formalisierbarkeit entzieht (208). „Eine vollständige kalkülmäßige Kennzeichnung von ‚Beweis‘, ‚Bestätigung‘, ‚Synonymie‘ usw. wird stets ein Ding der Unmöglichkeit sein“ (210). Damit kollabiert der F.

Schlägt sich P. nun auf die Seite der Churchlands? Das wäre mit seinem Programm des „internen Realismus“ unvereinbar, denn der eliminative Materialismus setzt eine metaphysisch-realistische Erkenntnistheorie voraus. P. betont außerdem, daß bisher von seiten der Eliminationisten die versprochenen Nachfolger für intentionale Begriffe (wie z. B. „Wahrheit“) noch nicht einmal andeutungsweise geliefert wurden (136). Verfügt der eliminative Materialismus aber noch nicht einmal über einen Wahrheitsbegriff, wie kann dann erkenntnistheoretisch die Position eines szientistischen Realismus überhaupt vorausgesetzt werden? Für P. ist diese Position ebenso unattraktiv wie die des F.: „Nach meiner Überzeugung ist es nicht die Intentionalität selbst, die in Schwierigkeiten steckt, sondern der Reduktionismus“ (136). Welcher Ausweg bleibt zwischen Brentanoschem Realismus und völliger Elimination? P. folgert konsequent: „Ich sehe keine Möglichkeit für eine wissenschaftliche (scientific) Theorie des ‚Wesens‘ (nature) des intentionalen Bereichs“ (191). Trotzdem kann gerade die Philosophie Licht in den Bereich des Intentionalen bringen. P. segelt (um ein Bild Dennetts zu benutzen) auf dem Äquator zwischen dem realistischen Nordpol und dem eliminativen Südpol. Was es gibt und was es nicht gibt, ist immer auch (!) eine Frage der Interpretation. Reichenbach sah es als die Aufgabe des Philosophen an, zwischen Fakten und Konventionen zu unterscheiden. Quine hat gezeigt, daß sich eine scharfe Grenze zwischen Fakten und Konventionen nicht ziehen läßt (198). Es gibt kein Zurückgehen hinter die interpretative Praxis und diese ist endlos und praktisch unbegrenzt erweiterbar (auf neue Kulturen, neue Technologien, und selbst – wenigstens potentiell – auf neue natürliche Arten) (186). Aus einer solchen interpretationalistischen Sicht jedenfalls gibt es keine Veranlassung, die anfangs erwähnte Alltagsauffassung über das Physische auf etwas „wissenschaftlich Hartes“ abzubilden oder sie gar zu eliminieren. G. BRÜNTRUP S. J.

BECKER, WOLFGANG, *Wahrheit und sprachliche Handlung*. Untersuchungen zur sprachphilosophischen Wahrheitstheorie. Freiburg–München: Alber 1988. 367 S.

Die deutsche Philosophie hat sich in den beiden letzten Jahrzehnten intensiv mit der analytischen Sprachphilosophie beschäftigt und dabei deren Anliegen teils aufgegriffen, teils eigene Alternativen formuliert. Dies trifft auch für die in jüngster Zeit meistdiskutierten Wahrheitstheorien zu: E. Tugendhats sprachanalytische Semantik, K.-O. Apels Transzendentalpragmatik und J. Habermas Diskurstheorie. W. Becker greift diese drei Ansätze auf und verbindet sie in seiner vorwiegend dem Problem der Aussagenwahrheit gewidmeten Arbeit zu einem neuen Ganzen, das er einerseits eng an die Sprachphilosophie Freges anlehnt, andererseits vom „mainstream“ der angelsächsischen Tradition scharf abgrenzt. Einleitend hebt B. seinen Ansatz von der Redundanztheorie und Wahrheitssemantik ab: „Eine sprachpragmatische Wahrheitstheorie hat vorrangig die Aufgabe, verständlich zu machen, was es heißt, einen Wahrheitsanspruch in einer Behauptung zu erheben und ihn einzulösen, und somit das Verhältnis zwischen Geltungsanspruch und seiner Einlösung bei Sprechhandlungen des Behauptens allgemein zu klären“ (29 f.). B. hält an Propositionen als Trägern von Aussagenwahrheit fest